

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

300 (24.12.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderheilung und Willen

Bäume im Winter

Bäume wie Kiefern stehen im Garten, Nadel und Laub, vom Herbstwind entlaubt. Alle Blätter, die grünen und zarten, verweltet nun und vom Sturme geraut.

Stämme und Äste, ein Netz von Zweigen Ragt ihr zum klaren Himmel empor, Können euer zweites Gesicht nun zeigen, Frei vom dem Laub, das euch schmückte zuvor.

Unerschütterte stehet ihr Bäume, Ungebrochen im Wandel der Zeit, Kurz erst entsproß euch ein Meer von Blättern, Doch zum Verzicht seid ihr heute bereit.

Elisabeth Schäfer-Simmern.

Fürsorge für Ausländer

Die Mängel in der Fürsorge für in Deutschland lebende Ausländer wurden besonders von den Frauen hart empfunden. Nach dem bisher geltenden Fürsorgegesetz drohte den ausländischen Staatsangehörigen in Deutschland vielfach die Heimführung in ihr sogenanntes Vaterland, wenn sie in einer Notlage die deutsche Fürsorge in Anspruch nahmen. Da die Frau nach deutschem Recht mit der Heirat zugleich die Staatsangehörigkeit des Mannes erwirbt, so wurden auch die Ehefrauen, die geschiedenen oder getrennt lebenden Frauen, die Witwen von Ausländern und deren Kinder von dieser Maßnahme bedroht, wenn sie auch in Deutschland geboren waren, die deutsche Staatsangehörigkeit vor ihrer Heirat besaßen und noch niemals das Heimatland ihres Mannes verlassen hatten. So wurden viele mit Ausländern verheiratete oder verheiratete gewesene Frauen von dem Gefahr bedroht, unfreiwillig den deutschen Boden verlassen zu müssen und in ein Land „heimgeführt“ zu werden, in dem sie völlig fremd waren und vielleicht nicht einmal die Landessprache verstanden.

In dieser Beziehung haben die kürzlich in Betracht tretenden Änderungen des deutschen Staatsangehörigkeitsgesetzes mit Österreich und der Tschechoslowakei Wandel geschaffen. Nach dem Abkommen über die Verträge Österreichischer Staatsangehöriger durch die öffentliche Fürsorge in Deutschland werden die hilfsbedürftigen Österreicher den deutschen Staatsangehörigen gleichgestellt. Die Heimführung und das Verlangen nach Kostenerstattung sind nur noch in dem Falle zu berücksichtigen, wenn die Frau vor ihrer Heirat die deutsche Staatsangehörigkeit nicht verloren hat. Die durch Geburt erworbene deutsche Staatsangehörigkeit durch Heirat mit einem Reichsdeutschen erworbene deutsche Staatsangehörigkeit durch die Ehe mit einem Reichsdeutschen erworben hat, dann die Ehezugehörigkeit durch den Tod des Mannes oder durch Scheidung wieder

verlor und dann einen Österreicher heiratete, so treffen auf sie diese Bestimmungen nicht zu. In die Fürsorge einbezogen sind auch die mit der erst erwähnten Frau zusammenlebenden Kinder bis zu 16 Jahren. Die Heimführung und das Verlangen nach Kostenerstattung sollen auch unterbleiben für eine Ehefrau und die Kinder bis zu 16 Jahren eines österreichischen Wohlfahrtsvereins, der sich mindestens 15 Jahre lang in Deutschland aufgehalten hat. Es ist Voraussetzung, daß Ehefrau und Kinder mit dem Mann zusammenleben.

Mit der tschechoslowakischen Republik ist das

Abkommen getroffen worden, daß tschechoslowakische Staatsangehörige (damit auch deren Frauen und Kinder, und natürlich auch alleinstehende Frauen tschechoslowakischer Staatsangehörigkeit) gegen Bezahlung eines von der Auslandsregierung zu leistenden Pauschalbetrages den deutschen Staatsangehörigen auf dem Gebiete der allgemeinen Fürsorge gleichgestellt werden sollen. Von einer Heimführung oder Zurückweisung tschechoslowakischer Staatsangehöriger wegen Hilfsbedürftigkeit soll deutschseits abgesehen werden. Ausnahmefälle werden gesondert behandelt.

Erdfeuer

Unfasslich groß und unerlöschlich sind die Schätze im Innern unserer Erde. Erze und Radium, Kohle und Marmor, all das hat für die zivilisierte Menschheit einen unschätzbaren Wert. Zu diesen Schätzen unseres Planeten gehören auch die Erdgasquellen, die besonders in Kanada, Baku usw., massenhaft vorkommen, und die in unserem Zeitalter der Technik eine ganz besondere Bedeutung haben.

Durch verschiedene Ursachen, wie z. B. durch Blitzschlag, können solche Erdgasquellen leicht in Brand geraten. Dadurch werden sie dann als sogenannte Erdfeuer auf große Entfernungen hinaus sichtbar. Diese ununterbrochen brennenden Erdfeuer haben oftmals eine nahezu unbegrenzte Lebensdauer, da sie von gewaltigen in der Erde befindlichen Gasvorräten gespeist werden. Der bekannte Geophysiker Professor Dr. A. Henning hat kürzlich im „Kosmos“ eine interessante Zusammenstellung berühmter Erdfeuer gegeben. Schon im Altertum waren solche Stellen mit heiligem Feuer bekennt. Auch die Sage vom Prometheus, der den Göttern das Feuer entwendete, um es den Menschen zu bringen, soll ihren Ursprung in einem legendenspendenden Erdfeuer haben. Es soll deshalb auch kein Zufall sein, daß man sich den Prometheus später auf dem Kaukasus angebetet vorgefunden hat. Gerade in diesem Gebirge sind seit dem frühen Altertum einige mächtige Erdfeuer zu finden, die sich auch noch in der Gegenwart durch zeitweise heftige Ausbrüche besonders bemerkbar machen. Verschiedene gewaltige Flammenerhebungen zeigten sich z. B. am 27. November 1827 auf der Halbinsel Apsheron nahe bei Baku, ferner 1844 und 1849 am Dabudigh und Kabalet. Die Flammenhöhe der Erdgasquelle am Lot Botau bei Baku erreichte am 5. Juli 1887 eine Höhe von 600 Metern. Sehr berühmt war auch im Altertum der „Feuerbrunnen“ bei der chinesischen Stadt Kiangtschi, der 1100 Jahre lang ununterbrochen gebrannt hat und im dreizehnten Jahrhundert plötzlich erloschen ist. Sicher waren die Erdgasvorräte jener Gegend zu dem betreffenden Zeitpunkt erschöpft. Ein anderes im Altertum sehr berühmt gewesenes Erdfeuer, das in der uralten, schon bei Homer vorkommenden Prometheus-Sage erwähnt wird, befindet sich im südwestlichen Kleinasien, nahe der Küste bei der Bucht von Adalia. Es brennt heute noch genau so wie vor 3000 Jahren.

Es ist klar, daß durch das Brennen solcher Erdgasquellen ungeheuer viel wertvolles Gas verlorengeht, das für die Technik außerordentlich nützlich sein könnte. Im Saargebiet brennt bei St. Angbert seit 100 Jahren ein allerdings nur mäßiges Erdfeuer, das bisher allen Völkern verschont geblieben ist. Ebenso verhält es sich mit einigen Erdfeuern in nordamerikanischen Erdölgebieten, die bisher nicht zum Verlöschen gebracht werden konnten. In Kentucky brennt ein seit 1873 und in Pennsylvania ein anderes seit 1884. Im Mai 1929 geriet im Erdölgebiet von Maroni, in der Nähe von Surinam, ein Erdgasquelle in Brand, die unablässig ein Feuermeer mit einer zeitweise 80 Meter hohen Flamme darstellte. Die Berichte, den Brand zu löschen, waren lange vergeblich. Der dadurch entstandene Schaden war gewaltig. Täglich gingen auf diese Weise etwa 4 1/2 Millionen Kubikmeter wertvolles Gas ungenutzt verloren. Für die Beseitigung des Brandes wurde eine Prämie von rund 1 Million Mark ausgesetzt.

Das Auge des Polypen

Du hast recht, Trautelein, das ist eine tschamische Briefmarke. Aber seltsamer als diese Sachverhalte ist die Schreiberin des Briefes. Kannst du dir vorstellen, kleines Mädel, daß eine Frau, eine junge Deutsche, eine „Dame“, die in dem Gentlemen-Siegelande Tasmanien eine führende Rolle gespielt hat, einem Polypen verfallen ist, einem scheußlichen Meeresungeheuer? Nein, aber es ist so. Laß dir ihre Geschichte erzählen, bevor ich ihren Brief öffne.

Der Meeresarm von Hobart in Tasmanien, Riser genannt, ist ein Fischparadies. Wir gingen oftmals dort fischen, ich und diese Frau (Amalie), auf der ihrer Dörrfarm gegenüberliegenden Seite. Dort hatte ein australischer Needer ein Sommerhaus, eine Art Fischburg erbaut, mit eigener Telefonleitung bis nach Hobart hinein und einer weit ins Meer hinausreichenden Landungsbrücke für seine Segelboote und seine Motorboote. Gerade auf dieser Landungsbrücke ist es ideal zu fischen. Im dunklen Seetang unter dem Steg schwimmern Fische: alle Formen, alle Farben, alle Größen; darunter riesenhafte, molchschnellende Barakater und freche, kleine Rassenhale. Um so einen Rassenhale zu fangen, schleicht ich mal Satzschiff an den Hafen. Als ich hochging, hing ein mächtiger Tintenfisch an der Angel. Der Polyp ließ sich ruhig an die Oberfläche ziehen, rief den Räder ab und pumpt ins Meer zurück. Zweimal, dreimal, führte er das auf; beim vierten Male verrednete er sich. Die Fingerringe hatte eine der Saugheben erfaßt, und der Fangarm konnte nicht mehr loslassen.

„So sieh doch, du Schatz!“ Ichrie mich Amalie zu, die vor Erregung zitterte. Die junge Frau drückte mich vom ersten Augenblick aner Betantheit. „Kannst du auch richtig aufpassen fischen?“ hatte sie mich lachend gefragt, weil ich mich nicht getraute, ihr Kommando ins Gesicht zu sagen. „Einer „Dame“, einer der meisten der zum Sommerurlaub gekomnen sind, einer Reuektion, die in allen fünf Kirchen des kleinen Nestes fingen mußte; der englischen, der tschamischen, der holländischen, der methodischen und der lutherischen.“

Amalie jerrte an meinem Arme, bis der Polyp auf die Klanten der Landungsbrücke klatchte. Da lag das Ungeheuer nun, ein hilfloser Geleeklumpen. Amalie, die der böse Blick zu zornigen schien, reichte dem Polypen mit einem Stoß. Das steigerte seine Wut auf äußerste. Er spritzte Tinte aus und verdrückte sich. Da sie nicht abließ, begann er, immer mehr Tinte ausströmend, in allen Farben zu spielen, ging vom Dunkelblau zu Violett über, vom Braun ins Rosa, bis er wie eine fleische Sätze da lag. Aber das gittige Auge war

noch immer auf die schöne junge Frau gerichtet, die schließlich in einen Taumel von Grausamkeit geriet und dem Polypen die Arme abließ. Der letzte Blick des Tintenfisches — ich erschraf — war der des Needes: Wüster Köpfe.

Es war damals gerade zur Zeit der Dörrernte. Junge Leute, Liebespaare, Eltern mit Kindern hatten Dörrfelder aufgeschlagen. Überall standen Böttche der hobartier Wärmeladenfabrik umher (in die die herrlichen tschamischen Pfirsiche, Kirschen, Himbeeren und Birnen zu wandern pflegten), und auch die gelben Exportkörbe für London und Hamburg bekamen schon rote Bäckchen. Auf der Veranda saßen beim Whisky: Amalies schon etwas angegrauter Gatte Erwin, terzengrade im Gebroch wie ein preußischer Offizier, und der süße, kleine Köpfe. Köpfe hatte Amalie, die ihm kaum dafür dankte, eine Windmühlenscheibe und eine prächtige bantische Dogge aus Symmen mitgebracht. Unwillkürlich blieb mein Blick auf der hobartier Hand des ehemaligen Matrosen haften, darauf eine nackte Venus ein gebrannt war; da führte ich einen stehenden Blick, den Köpfeblick.

„Nimm dich vor Mr. Köpfe in acht“, sagte ich beim Abschied, nachdem mich Amalie nach der Dampfanlage geführt hatte.

„Der ist nicht so gefährlich wie du, du Schatz“, rief Amalie und küßte mich auf den Mund.

Wier Jahre später wurde ich in eine öde Paradenstadt im australischen Urmale gebracht; da lag die Erde zu Staub zertritten von den ruhelosen Schritten fünftausend kriegsgefangener Männer, die wie wilde Tiere hinter den Drahtverbau hin und her liefen. Ich stieß sofort gegen einen verwilderten Graubart mit rauhem nacktem Submerbeil: „Ermin“, rief ich, „was macht die Dörrernte?“

„Die Farm“, sagte er, „tonnie ich zu dem Presse, den ich haben wollte, nicht schnell genug loslassen. Da wurde sie zwangsversteigert.“ (Ach, die schönen Dörrernte, wie standen sie alle in Reih und Glied, und die blauen Berge winterten von fern, und das Obst und das Fischparadies lodte.)

„Wem gehört die Farm jetzt?“

„Mr. Köpfe.“

Ermin ist auf dem Heimtransport gestorben. Und Amalie? Sie gab mal den Brief her, kleines Trautelein!

„Sie hat den Polypen geheiratet. Was sagst du dazu, Trautelein?“

Der kleine Bantisch blickte einen Augenblick in die Ferne und sagte dann: „Deine Amalie wird wohl auch die Erde ungenutzt zusehen, bis es in allen Farben spielt.“ Heinrich Hemmer.



Zwei Lebende und ein Toter
ROMAN VON SIGURD CHRISTIANSEN
(3. Fortsetzung.)

„Da, mein Junge.“ Und der Vater sah in stummem Schmerz auf. Er sah in das treibende Gesicht, sah in beklemmender Angst, wie die kleinen, fast farblosen Lippen sich strafften, und er sah, wie die Augen trotz heldenmütigen Widerstrebens sich mit Tränen füllten. Da fiel ihm in seinem Schmerz ein, wie munter und funderlieb Duitthus gewesen war und wie sehr der Junge an ihm geblieben hatte. Und er sah teilnehmend und barmherzig auf den Knaben, der noch immer auf seinem Arm saß. Der Kleine aber hatte an ganz etwas anderes gedacht. Er bohrte seine Händchen in des Vaters langes Haar, hatte sich fest daran und dachte ihm immer wieder, ohne daran zu denken, ob es etwa weh täte. Und während er zu lächeln verfuhrte, um sich tapfer zu halten, um zu zeigen, daß er trotz allem ein großer Junge sei, brach es in verzweifeltem Blick aus ihm hervor: „Aber du bist doch nicht tot, Vater — du bist nicht tot.“ Da sah Berger sich von einem Blick durchdringt, so tief und lebensvoll, wie er es nie zuvor gefühlt hatte. Und von einer fast heiligen Dankbarkeit ohne Grenzen. „Bist du noch da?“

Der Junge beugte sich vor, bohrte den Kopf zwischen Vaters Hals und Schulter und preschte mit seinen Armen die beiden Gesichter dicht und dichter zusammen. „Da, Vater“, sagte er, „ja.“

In diesem Augenblick erfaßte Berger, nach grenzenlosem Glück ihm widerfahren war.

Die Mutter kam erst nach Hause, als die Uhr schon neun geschlagen hatte. Da hatten Berger und der Junge schon zu Abend gegessen. Dann war der kleine Kerl zu Bett gegangen und Berger hatte sich in nervöser Unruhe umhergetrieben. Ein übers andere Mal hatte er nach der Uhr gesehen. Und als es endlich klangelte ging er in einer fast unerträglichen Spannung hin, um aufzumachen.

Sie war es. Ihr Gesicht war blaß, aber an den roten Rändern um die Augen konnte er sehen, daß sie geweint hatte. Sie sagte kein Wort. Sie sah ihn nur lange und fragend an. Dann ging sie ihm voran in die Diele.

Dort wartete er bekommen, während sie Hut und Mantel abnahm. Er half ihr dabei und hängte die Sachen weg. Immer noch sprach sie kein Wort, armete nur schwer, fast stöhnend. Dann bückte sie sich, um die Gummischuhe auszuziehen, während er noch immer hilflos dabeistand.

Als sie endlich fertig war, richtete sie sich auf, und nun standen sie da in der halbdunklen Diele und sahen einander an.

„Hast du auf mich gewartet?“

„Nein. — Oder doch — das heißt —“

„Er jögerte, aber seine Lippen zitterten etwas zu sehr.“

„Ach konnte nicht früher weg. Ich wollte bleiben, bis sie vom Krankenhaus zurückkam.“

„Da wurde kein Blick gespannter.“

„Was darfst du? — Was haben sie gesagt? — Lebte er noch?“

„Das letzte kam mit leiser, scheuer Stimme.“

„Ja. Aber sie ist nicht zurückgekommen. Sie darf die Nacht dort bleiben.“

„Und Georg?“

„Eithers Mutter ist gekommen. Sie bleibt die Nacht bei dem Kinde. — Der arme, arme kleine Kerl.“ Und ganz hingegenommen preschte sie ihr Gesicht in die Hände und weinte.

Berger stand da, völlig vernichtet, ohne zu wissen, was anfangen. Er rang nervös die feuchten Hände und sah seine Frau immerfort an, während es in ihm kämpfte. Auf einmal aber glitt alles von ihm ab. All die Unruhe und die Not, die Angst und die Spannung und er streifte ihr sanft übers Haar. Dann sagte er leise: „Nicht hätte es auch treffen können.“

Nach ein paar mal streichelte er sie und es war ganz stille um sie. Dann hob sie das Gesicht zu ihm auf und sagte mit einer schmerzlichen Innigkeit, die ihn erschütterte: „Meinst du, ich hätte daran nicht auch gedacht?“

Da fragte er fast gierig: „Hast du?“ Und er hielt ihr nasses Gesicht mit heftigem Griff zwischen seinen schweren, zitternden Händen, bog es zu sich empor und sah es an, fragend, als ginge es ums Leben.

„Ja, Erik! — Ja! — Du magst es glauben oder nicht, aber ich habe Gott gedankt, daß du's nicht wärst! Du mußt das verstehen. — Mein Gott wenn du's gewesen wärst! Denn doch nur, ich — und der Junge.“

Da war es, als ob etwas in ihm erlosch, und er schlug über sein Gesicht. Eine bittere Scheu floß über sein Gesicht.

„Und ich?“

„Ist er leise. Dann erschauerte er wie im Frost, wandte sich ab und ging hinein.“

Etwas Armseliges lag über ihm, das sich ihm ins Gewissen bohrte. Heute heftiger als sonst. Und sie ging ihm nach, schmeigte sich von hinten an ihn und schlang ihren Arm um seinen gelenkten, entlasteten Nacken.

„So habe ich es doch nicht gemeint“, sagte sie. „Daß du es nicht wärst, das wäre ja das aller, allerjuchbarste. Das kannst du dir wohl denken.“

Etwas später erzählte Berger mit wenigen Worten, was geschehen war. Helene hörte ihm bleich und mit großen Augen zu. Als

er fertig war, ging sie ins Schlafzimmer und küßte das Kind zur guten Nacht. Das tat sie mit einer so brennenden, angstvollen Hefigkeit, daß der Kleine fast davon aufgewacht wäre. Er grunzte im Schlaf, knirschte ein bißchen mit den Zähnen und drehte sich energisch nach der Wand.

Ein paar Minuten stand sie so mit nassen Augen und sah ihn an, voller Grauen, voller Mitleid mit einem andern kleinen Jungen, und voll schmerzlichen, dankbaren Glücksgefühls, weil Gott ihnen eignen verdohnt hatte.

Dann ging sie zurück ins Schlafzimmer, wo Berger sich noch immer rastlos umhertrieb, noch völlig außer Fassung. Sie kauerte sich auf das Sofa, warf sich einen Schal über und machte sich so klein wie möglich, während sie frostförmig dem langsamen Hin- und Hergehen des Mannes von Stube zu Stube folgte.

Sie war bei Frau Duitthus gewesen, als die Postkassette gekommen war. So war sie die erschütterte Augen- und Ohrenzeugin der Wirkung gewesen. Erst jetzt, eine halbe Stunde später, als sie wieder etwas im Gleichgewicht war, konnte sie erzählen.

Berger hatte sich zu ihr gefügt. Er sah rittlings auf einem Stuhl sitzend, und packte die Stuhllehne fest mit beiden Händen. Und doch ergriff ihre Erzählung ihn nicht so, wie er geglaubt hatte. Wohl machte es Eindruck — selbstverständlich machte es Eindruck — von den verzweifelten und trauernden Hinterbliebenen zu hören. Aber er selber hatte Schlimmeres erlebt. Einen viel heftigeren Eindruck. Er hatte den armen verstimmlen, sterbenden Duitthus gesehen — mit dem Gesicht am Boden — und das Blut, das durch das hellblonde Haar sickerte — und wie sie ihn dann umdrehen — die halbzerstörte Stirn.

(Fortsetzung folgt.)